

**Zeitschrift:** Badener Neujaarsblätter  
**Herausgeber:** Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden  
**Band:** 91 (2016)  
  
**Artikel:** Über die Bäder zu Baden : ein Brief von Poggio Bracciolini aus Baden im Mai 1416  
**Autor:** Schweizer, Hans Jörg  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-630402>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Über die Bäder zu Baden

Ein Brief von Poggio Bracciolini aus Baden im Mai 1416\*

Poggio grüsst ganz herzlich seinen Niccolò<sup>1</sup>

Es freut mich, wenn es dir gut geht, mir jedenfalls geht es gut. Durch einen Landsmann liess ich dir einen Brief zukommen aus Konstanz, geschrieben, glaube ich, um den 20. Februar; wenn du ihn erhalten hast, muss er dich sicherlich zum Lachen gebracht haben. Er war nämlich recht ausführlich, reich mit Scherzen gespickt und Witz. Ich erzählte ausführlich über die hebräische Sprache, mit der ich mich gerade abmühte, machte mich ordentlich lustig, insbesondere über meinen Lehrer, weil er überführt wurde, zu denen zu gehören, die vom Judentum zum Christentum übertreten, ein geistig leichtgewichtiger, witzloser und unbeständiger Mann. Seine Wissenschaft also und seinen Unterricht, weil ungeschickt, ohne Bildung und roh, bedachte ich mit allerlei sanftem Spott. Nun vermute ich allerdings, dass jener Brief und ebenso ein zweiter, den ich an Leonardo<sup>2</sup> schrieb, nicht in eure Hand gelangt sind. Denn, weiss Gott, bei deiner Umsicht in Briefsachen hättest du mir bald darauf geantwortet und dich doch wenigstens mit mir gefreut über meine neue Gelehrsamkeit in einer neuen Materie, die gründlich zu studieren du mich öfter aufgefordert hast. Selbst wenn ich nun gewahr werde, dass sie für meine philosophische Bildung von keinerlei Nutzen ist, so trägt sie doch zu meinen Studien<sup>3</sup> etwas bei, besonders deshalb, weil ich die Übersetzungstechnik des Hieronymus<sup>4</sup> kennen gelernt habe.

Diesen Brief aber schreibe ich dir unmittelbar aus den Bädern; nachdem ich mich dahin begeben habe, um mein Handgelenk zu kurieren, lohnt es sich, glaube ich, dir Lage und Anmut des Ortes, zugleich auch das Benehmen der Leute hier zu schildern, und die Badebräuche dazu.

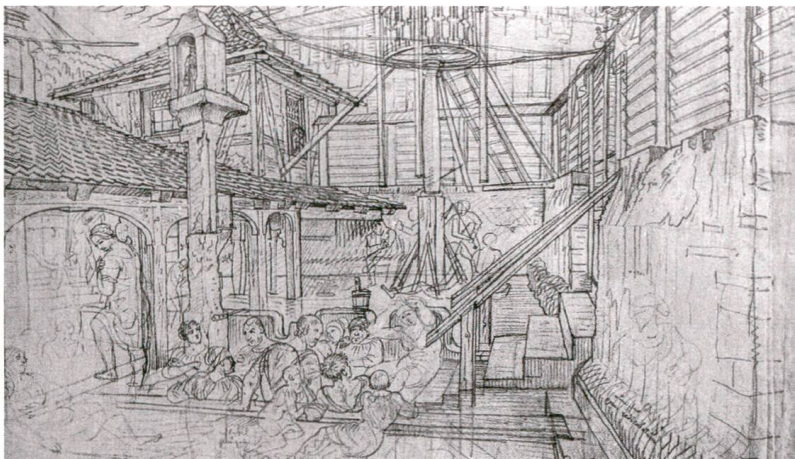
Viel Aufheben machen Schriftsteller der Antike von den Bädern in Puteoli<sup>5</sup>, wohin, um sich zu vergnügen, fast das ganze römische Volk strömte; doch in

keiner Weise konnten meiner Meinung nach die Bäder von Puteoli dem Reiz der hiesigen nahekommen, und man darf jene überhaupt nicht mit unseren hier vergleichen. Denn zum lustvollen Aufenthalt in Puteoli trug mehr die Anmut der Gegend und der Villen Pracht bei als die Heiterkeit der Menschen oder der Badebetrieb. Während hier jedoch die Gegend keine oder nur wenig geistige Entspannung gewährt, bietet alles andere unendliches Wohlbefinden, sodass ich sehr oft meine, Venus sei von Zypern mit allem, was es auf der Welt an Lustbarkeiten gibt, hierher zu diesen Bädern gepilgert<sup>6</sup>: So sorgfältig beachtet man ihre Bräuche, so haargenau führen sie den freien Lebenswandel der Göttin vor Augen; und so habe ich den Eindruck, die Leute seien, wiewohl sie nichts über die von Helio-gabal einberufene Versammlung<sup>7</sup> gelesen haben, dennoch von der Natur selbst hinreichend zu diesem Tun herangebildet, hinreichend von ihr unterwiesen.

Doch da ich eben im Begriffe bin, dir die Bäder hier zu beschreiben, möchte ich den Weg, auf dem man von Konstanz hierher gelangt, nicht übergehen, damit du daraus schliessen kannst, in welchem Teil Galliens<sup>8</sup> Baden gelegen ist. Am ersten Tag gelangten wir im Boot auf dem Rhein nach 24 Meilen zur Stadt Schaffhausen; nachdem wir danach wegen eines riesigen Wasserfalls im Fluss unsern Weg durch abschüssige Berge und zerklüftete Felsen zehn Meilen weit zu Fuss fortsetzen mussten, machten wir Station in einem mit einer Ringmauer umschlossenen Flecken, der über dem Rhein gelegen ist, mit Namen «Caesarstoul»; das bedeutet in einheimischer Sprache «Kaisers Sitz». Ich glaube aufgrund seines Namens, dass dieser Ort gerade wegen seiner günstigen Lage (er liegt nämlich auf einem markanten Hügel hoch über dem Fluss, der über eine kleine Brücke Gallien mit Germanien verbindet) einst ein Römerlager war. Auf diesem Weg sahen wir also den Sturz des Rheins von hohem Berge aus zwischen auseinanderklaffenden Felsen, begleitet von lautem Krachen und Getöse, sodass du meinen könntest, er selbst beklage und bejammere seinen Sturz. Da kam mir in den Sinn, was man über den so reissenden Nilkatarakt erzählt, und es wundert mich nun gar nicht, dass man glaubt, die Anwohner dort ringsum seien wegen seines auffallenden Tosens und Krachens taub, da man schon von unserm Fluss, den man angesichts des Nils für einen blossen Bergbach halten kann, im Umkreis von etwa drei Stadien das Tosen zu hören vermag<sup>9</sup>.

Darauf kommt dann Baden, eine ziemlich wohlhabende Stadt – in der Sprache der Alemannen nach dem Bade so benannt –, in einem Talkessel gelegen; Berge ragen ringsum auf hinter einem grossen Fluss mit reissendem Lauf, der in den Rhein mündet, sechs Meilen<sup>10</sup> unterhalb der Stadt. In der Nähe der Stadt, in der Distanz von vier Stadien, ist oberhalb des Flusses eine wunderschöne Ort-





Zeitgenössische Porträts von Poggio Bracciolini existieren kaum; so wie auf diesem (ungefähr aus dem Jahre 1680 stammenden) stellte sich die barocke Nachwelt den Gelehrten vor. In welchem Habitus er in Baden aufgetreten sein mag, bleibt der Fantasie seiner Leserinnen und Leser überlassen. Bild: Stadtarchiv Baden, Q.02.9236.

Das Verenabad auf dem Bäderplatz in einer Bleistiftzeichnung von Ludwig Vogel, 1820. Der Sichtschutz ist seit 1812 angebracht, der Badebetrieb jedoch entspricht der herkömmlichen Praxis. Die Kontinuität der Nutzung der Bäder seit dem Altertum bezeugt das unverkennbar römische Fundament auf der rechten Seite. Bild: Stadtarchiv Baden, Q.11.7.1.12.

schaft zur Benutzung der Bäder errichtet. Ein sehr stattlicher Platz liegt mitten in dieser Ortschaft und ringsum finden sich prächtige Gasthäuser, die eine Menge Leute beherbergen können. Die einzelnen Häuser haben ihre eigenen Bäder im Innern, in denen diejenigen für sich baden, die dort abgestiegen sind. Bäder insgesamt, öffentliche wie private, gibt es ungefähr dreissig. Öffentliche gibt es immerhin zwei, vor aller Augen auf beiden Seiten des Platzes, die Badebecken der Menge und des gewöhnlichen Volkes, in die Frauen und Männer, junge Bur-schen und unverheiratete Mädchen und der ganze Bodensatz der Herumtreiber hinabsteigen. Darin scheidet eine hier und da durchbrochene Palisade, wie man sie nur zwischen friedfertigen Menschen errichten kann, die Männer von den Frauen. Es macht Spass zuzusehen, wie abgetakelte alte Weiber zusammen mit jüngeren nackt vor den Augen der Leute ins Wasser steigen und ihre Scham und ihre Hinterbacken den Leuten zur Schau stellen. Gelacht habe ich öfter über dieses so herrliche Schauspiel, dabei die Spiele des Florafestes<sup>11</sup> vor mein inneres Auge treten lassen und ganz im Stillen mich über die Einfalt dieser Leute gewundert, die weder Notiz nehmen von alldem noch irgendetwas argwöhnen oder böswillig kommentieren.

Die Bäder jedoch, die in den Häusern privater Besitzer sind, sind überaus fein, und auch sie werden von Männern und Frauen gemeinsam benutzt. Wände trennen sie, und in diesen sind ganz viele Fensterchen eingelassen, durch die sie miteinander trinken und schwatzen, aber auch von der einen nach der anderen Seite sich sehen und sich anfassen können, was bei ihnen gang und gäbe ist. Darüber hat es ringsum Galerien<sup>12</sup>, auf denen Leute sich einfinden, um zuzuschauen und miteinander zu plaudern. Denn jedermann darf zu einem Besuch, zu einem Gespräch, einem Scherz und zur Entspannung des Geistes die Bäder der anderen aufsuchen und sich dort aufhalten; so ergibt es sich, dass man einen Blick auf die wenig bekleideten Frauen<sup>13</sup> werfen kann, wenn sie aus dem Wasser kommen oder ins Wasser steigen. Keine Türhüter überwachen die Zugänge, keine Türen versperren den Weg, kein Verdacht auf etwas Unsittliches. An recht vielen Orten benützen Männer und Frauen denselben Eingang in die Bäder, sodass es sehr oft vorkommt, dass ein Mann einer halbnackten Frau, eine Frau einem spärlich bekleideten Mann begegnet<sup>14</sup>. Die Männer tragen lediglich ein Lendentuch, die Frauen aber ziehen sich beinlange Leinengewänder über, die auf der einen Seite so geschlitzt sind, dass sie weder Hals noch Brust noch Ober- oder Unterarme bedecken.

Unmittelbar im Wasser speisen sie öfters auf gemeinsame Kosten<sup>15</sup> und dafür wird ein auf dem Wasser schwimmender Tisch gedeckt – dass dabei Männer



mitmachen, ist für sie ganz normal. Sogar wir wurden einmal in dem Haus, in dem wir badeten, zu dieser Geselligkeit geladen. Selbstverständlich zahlte ich meinen Beitrag, dabei sein wollte ich nicht, mochte man mich auch noch so sehr bitten: Nicht dass ich mich geschämt hätte – das gilt als zimperlich und tölpelhaft<sup>16</sup> –, sondern bewogen durch meine Unkenntnis der Sprache. Blöd nämlich käme mir ein Italiener vor, der, ihrer Sprache nicht mächtig, zusammen mit den Damen im Wasser sitzt – stumm und sprachlos<sup>17</sup> –, wo er sich den Tag von Anfang bis Ende mit Trinken in kleinen Schlucken und Nippen am Becher<sup>18</sup> hätte vertreiben müssen.

Zwei meiner Freunde jedoch gingen ins Bad – mit grossem Vergnügen –, waren mit ihnen zusammen, berührten sie, tranken und assen gemeinsam mit ihnen, machten Konversation, wenn auch mit Hilfe eines Dolmetschers; immer und immer wieder fächelten sie den Damen ein kühlendes Windchen zu: Es fehlte nur noch jenes Bild, auf dem dargestellt ist, wie Jupiter sich Danaë über die goldene Regenrinne ... und so weiter<sup>19</sup>. Die beiden waren doch wenigstens mit dem leinenen Frauengewand bekleidet, wie es Brauch ist für Männer, wenn sie ins Frauenbad gehen.

Ich aber schaute mir von der Galerie aus alles an und dabei gab ich besonders Acht auf ihre Bräuche, ihren vertrauten Umgang, den süssen Reiz ihrer Lebensweise, die Freiheit und Ungebundenheit ihres Lebens. Ganz wunderbar ist es zu sehen, in welcher Unkompliziertheit sie leben, in welcher Vertrauensseligkeit. Männer sahen zu, wie Fremde ihre Frauen umgarnten und liessen sich nicht aus der Ruhe bringen, beachteten es gar nicht; allem gewinnen sie eine positive Seite ab. Nichts ist so schwierig, dass es nicht durch ihre Bräuche leicht würde. Sie hätten durchaus in Platons «Staat» gepasst, weil ja alles gemeinsam ist<sup>20</sup>, ja, man findet sogar Leute, die ohne Kenntnis seiner Lehre der Schule des Meisters gar sehr zugetan sind. In einigen Bädern verweilen die Männer nicht gesondert von Frauen, denen sie durch Blutsverwandtschaft oder Freundschaft nahe stehen; täglich drei oder vier Mal betreten sie das Bad und verbringen darin den grösseren Teil des Tages, teils mit Singen, teils mit dem Aufführen von Reigentänzen; sie machen nämlich auch im Wasser Musik, wenn sie sich dort eine Weile niederlassen. Am erfreulichsten ist dabei, den jungen Frauen zuzusehen: schon reif für einen Ehemann, schon voll im heiratsfähigen Alter<sup>21</sup>, mit strahlendem und freiem Antlitz wie von Göttinnen stattlich und schön. Beim Musizieren nämlich ziehen sie ihre Gewänder ein wenig nach rückwärts und lassen sie auf dem Wasser hin und her wallen, sodass du meinst, du habest eine geflügelte Venus vor dir.

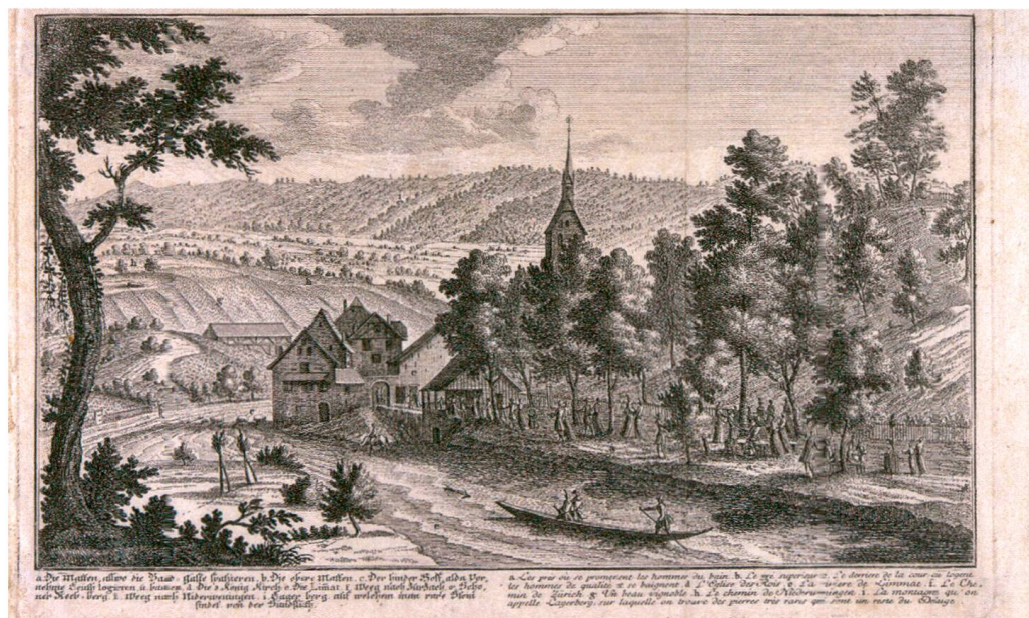
Die Frauen haben die Gewohnheit, wenn Männer von oben auf sie herabschauen, scherzhaft um eine Spende zu bitten. Also wirft man ihnen kleine Münzen zu – und zwar den schöneren –, die sie teils mit den Händen auffangen, teils, indem sie die Leinengewänder aufspannen, und dabei drängt die eine die andere zur Seite; bei diesem Spiel werden auch dann und wann verborgenere Teile des Körpers enthüllt. Man wirft ihnen ausserdem auch Kränze mit bunten Blumen zu, mit denen sie ihr Haupt schmücken, während sie baden. Ich fühlte mich von dieser ausgelassenen Lebensfreude und Leichtigkeit im Scherzen angezogen, und verbrachte, da ich nur zweimal am Tag badete, den Rest der Zeit damit, die Bäder der andern zu besuchen und dabei immer und immer wieder Münzen und Kränze zu werfen, genau wie die übrigen.

Denn es war auch nicht die rechte Zeit, etwas zu lesen oder zu studieren mitten unter den Musikgruppen, Flötenspielern, Zithern und Gesängen, die einen von allen Seiten umlärmt. Da wäre schon allein die Absicht, sich geistig zu betätigen, höchster Wahnsinn gewesen, besonders für einen, der nicht so ist wie der allbekannte Selbstquäler Menedemus, sondern vielmehr ein Mensch, den nichts fremd dünkt, was menschlich ist<sup>22</sup>.

Zum höchsten Vergnügen fehlte der Austausch über die Sprache, der von allen Dingen doch das Wichtigste ist. Deshalb blieb mir nichts anderes, als meine Augen an den Damen zu weiden, ihnen nachzugehen, sie zum Spiel zu geleiten und wieder heimzuleiten<sup>23</sup>. Sie dann auch noch zu umwerben, gab es Gelegenheit und so grosse Freizügigkeit, dass ich das Gesetz gegen unrechtmässige Umwerbung<sup>24</sup> nicht zu fürchten brauchte.

Ausser diesen vielfachen Annehmlichkeiten gibt es noch eine weitere, nicht unbedeutende: Eine riesengrosse grüne Matte liegt hinter dem Bädergeviert am Fluss, von vielen Bäumen überdacht; dort treffen sich nach dem Essen von überall her die Gäste. Da gibt es dann verschiedene Spiele: Einige erfreuen sich an Tänzen, einige singen, die meisten spielen Ball, freilich nicht auf unsere Art, sondern Männer und Frauen werfen einen Ball voller Schellen einer dem andern zu, und zwar jemandem, den man mag; dann läuft man von allen Seiten herzu, den Ball aufzufangen. Wer ihn erwischt, gilt als Sieger, und dieser wirft nun seinerseits den Ball einer Person zu, die ihm sympathisch ist, während viele mit ausgestreckten Händen den Ball zu fangen suchen und er selbst so tut, als ob er ihn bald diesem, bald jener zuwerfen wolle. Vielerlei kurzweilige Spiele gibt es noch ausserdem, die zu erörtern zu weit führen würde. Über diese aber habe ich berichtet, damit du aus meinen wenigen Worten verstehst, wie gross der Ableger der epikureischen Schule<sup>25</sup> hier ist. Und ich glaube gar, dass unser Ort der ist, wo nach der





Blick auf den Bäderplatz mit den rundum gelegenen Gasthäusern und den beiden allgemein zugänglichen Bädern: im Vordergrund das Verenaabad, hinten das Freibad (unmittelbar vor dem Raben, später Schweizerhof). Das Bild nach einer Zeichnung von Heinrich Keller (1778–1862) hält die Situation um 1805 herum fest. Bild: Stadtarchiv Baden, Q.02.8416.

Das «Mätteli» mit der «Laube» von Rieden aus gesehen. Dahin, durch das im Hintergrund zwischen den Gebäuden des Hinterhofs sichtbare Mattentor, geleitete Poggio die Damen, die er anhimmelte, zum Spiel auf der baumbestandenen Wiese und dann wieder zurück zu den Gasthäusern. Kupferstich von Johann Melchior Füssli, 1732. Bild: Stadtarchiv Baden, Q.02.9178.



Überlieferung der erste Mensch erschaffen wurde; «Gan Eden» nennt man ihn auf Hebräisch, das heisst «Garten der Lust»<sup>26</sup>. Denn wenn Lust ein glückseliges Leben bewirken kann, so sehe ich nicht, was diesem Orte fehlen könnte zu vollendeter und in jeder Beziehung zur Vollkommenheit gebrachter Lust.

Wenn du aber fragst, wie die Heilkraft des Wassers ist: Zum einen ist sie mannigfaltig und vielfach, zum andern aber gibt es da die bekannte und bewundernswerte, so gut wie göttliche Kraft des Wassers. Ich behaupte, dass es auf der ganzen Welt kein Bad gibt, das für die Fruchtbarkeit der Frauen geeigneter wäre. Da also recht viele wegen ihrer Unfruchtbarkeit herkommen, erfahren sie die wunderbare Kraft dieses Bads; denn sie befolgen gewissenhaft die Vorschriften, nach denen die Kur bei den Frauen angewandt wird, die nicht empfängnisfähig sind. Unter anderem aber ist Folgendes erwähnenswert: Die unzählbare Menge von vornehmen wie von gewöhnlichen Leuten, die 200 Meilen weit hierher kommen, nicht so sehr ihrer Gesundheit als ihres Vergnügens wegen. Alle Liebhaber, alle Freier, alle, für die sich das Leben im Genuss gründet, eilen hierher, um zu genießen, was sie sich wünschen. Vielfache körperliche Leiden täuschen sie vor, während sie an der Seele leiden. So wirst du unzählige Frauen von grosser Schönheit zu Gesicht bekommen – ohne ihre Männer, ohne Verwandte, mit zwei Zofen und einem Knecht oder irgendeinem alten Mütterchen aus der angeheirateten Verwandtschaft, das man geschwinder hinters Licht führen als satt machen kann. Eine um die andere aber kommt – je nach ihrem Vermögen – mit Roben, Gold, Silber und Edelsteinen angetan daher: Dass sie nicht zur Badekur, sondern zu einer hochherrschaftlichen Hochzeit angereist seien, hätte man sagen können. Hier leben auch Vestalische Jungfrauen<sup>27</sup> oder – um eher die Wahrheit zu sagen – Florapriesterinnen, auch Äbte, Mönche, Ordensbrüder, Priester in grösserer Freiheit als die übrigen, und zumal, wenn sie zusammen mit den Frauen im Bad sind und auch ihr Haar mit Kränzen schmücken, lassen sie jeglichen Skrupel fallen. Alle haben nur eines im Sinn: einer trüben Stimmung zu entfliehen, Fröhlichkeit zu suchen, an nichts Gedanken zu verschwenden ausser, wie sie heiter dahinleben, wie sie die Freuden geniessen. – Nicht darum, gemeinsames Gut zu teilen, geht es hier, sondern darum, Gemeingut werden zu lassen, was verteilt ist<sup>28</sup>.

Wunderbar zu sagen, dass in einer so grossen Menge – es sind nämlich ungefähr tausend Leute –, unter so verschiedenartigen Charakteren, in einer so trunkenen Schar keinerlei Zwietracht aufkommt, keinerlei Aufruhr, keine Misshelligkeit, kein Murren, kein böses Wort. Männer schauen zu, wie man mit ihren Frauen anbändelt, schauen zu, wie sie sich mit Wildfremden unterhalten, und sogar unter vier Augen; sie lassen sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen, über

nichts wundern sie sich: Alles, glauben sie, geschehe in gutem und freundschaftlichem Geiste. Deshalb hat der Begriff «gelosia», der bei uns sozusagen alle Ehemänner unter Druck hält, bei ihnen keine Bedeutung; unbekannt ist ihnen dieses Wort, sie haben es nie gehört. Sie kennen diese Art von Krankheit nicht; einen Ausdruck, womit sie dieses Leiden bezeichnen könnten, haben sie nicht. Und kein Wunder, dass es für diese Sache bei ihnen keinen Ausdruck gibt, da die zugehörige Sache selbst gar nicht existiert! Auch hat man nämlich keinen gefunden bis heute unter ihnen, den «gelosia» plagt. Oh, welch eine der unsern unähnliche Lebensart, die wir alles fortwährend negativ auslegen, die wir uns stets so sehr über falsche Anschuldigungen und Anfälle von Eifersucht<sup>29</sup> freuen, dass wir, haben wir aufgrund einer noch so kleinen Vermutung etwas entdeckt, sogleich ein handfestes Verbrechen bezeugen! Gar oft beneide ich die Leute hier um ihre Ruhe und verfluche die Verkehrtheit unserer Gesinnung, die wir immer etwas zu gewinnen suchen, immer auf etwas aus sind, die wir Himmel, Erde und Meer durchwühlen, um Geld aus ihnen herauszuklauben – mit keinem Erwerb zufrieden, von keinem Gewinn gesättigt. Während wir erschauern vor künftigen Katastrophen, schlagen wir uns mit unserem nie abreisenden Unglück und unseren Ängsten herum, und im Bemühen, nicht ins Unglück zu geraten, hören wir nie auf, unglücklich zu sein: Immerzu lechzen wir in unersättlicher Gier nach materiellen Gütern und widmen uns niemals unserem Gemüt, niemals unserem Körper. Die Leute hier jedoch leben, mit wenig zufrieden, in den Tag hinein, feiern Festtage, wie es ihnen beliebt, ohne auf ganz und gar nutzlose Reichtümer aus zu sein, freuen sich an dem, was sie haben, erschauern nicht vor Zukünftigem; wenn ihnen etwas Widriges widerfährt, tragen sie es mit Gelassenheit. So macht sie reich allein der Spruch «Solange er lebte, hat er gut gelebt»<sup>30</sup>.

Aber brechen wir hier ab; ich habe mir nämlich weder vorgenommen, auf die Leute hier eine Lob- noch auf uns eine Scheltrede zu halten. Mein Brief soll von Anfang bis Ende reizend-charmant sein<sup>31</sup>, damit auch du von jenem Lustgefühl, das ich in den Bädern in voller Gegenwart erfahren habe, in der Ferne aus meinem Brief ein Portiönchen mitbekommst.

Leb wohl, mein lieber Niccolò; lass bitte unseren Leonardo<sup>32</sup> – da unter Freunden ja alles gemeinsam ist<sup>33</sup> – teilhaben an diesem Brief. In meinem Namen grüße Nicola und ebenso Lorenzo und sag auch Cosimo<sup>34</sup> einen Gruss.

Aus den Bädern, 18. Mai [1416]



\* Den Anstoss zu einer Überarbeitung meiner in den Badener Neujahrsblättern 1980 in Uli Münzels Reihe «Baden im Spiegel seiner Gäste» erschienenen Übersetzung gab Ursula Pia Jauch in einem privaten Gespräch über Poggio. Rasch zeigte sich, dass schon die neue Textausgabe der Briefsammlungen Poggios, die in den Jahren 1984–1987 publiziert wurde, das Unternehmen rechtfertigt; zudem ergab sich die willkommene Gelegenheit, frühere Irrtümer und Fehler zu beseitigen. Der überarbeiteten Übersetzung liegt der lateinische Text der kritischen Ausgabe von Helene Harth zu Grunde: Poggio Bracciolini, *Lettere. I. Lettere a Niccolò Niccoli*, a cura di Helene Harth. Firenze 1984 (Istituto Nazionale di studi sul rinascimento), Brief Nr. 46, S. 128–135. Diese Ausgabe bringt gegenüber der alten von T. Tonelli aus dem 19. Jahrhundert zahllose Verbesserungen; stehen geblieben ist *inter-rarus* (Zeile 65), ein Wort, das meines Erachtens nicht existiert – ich plädiere weiterhin dafür, *interrarus* zu lesen. An einigen Stellen bin ich in der Zeichensetzung von der Vorlage abgewichen, die Gliederung des Textes in Alineas hingegen ist ohne Veränderung übernommen.

#### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Niccolò Niccoli (um 1365–1437) in Florenz lebend, ursprünglich Kaufmann wie sein Vater, Handschriftensammler, -erforscher und -vermittler, Gönner und naher Freund Poggios.
- <sup>2</sup> Leonardo Bruni aus Arezzo, genannt Aretinus (1369–1444), päpstlicher Sekretär, später Staatssekretär in Florenz, führender Kopf unter den Florentiner Humanisten seiner Zeit. – Am 30. Mai 1416, «an welchem Tag Hieronymus von Prag (ein Anhänger von Johannes Hus) hingerichtet wurde», schrieb Poggio – nun wiederum in Konstanz – an Bruni über dieses Ereignis einen Brief, der in der Einleitung auf unsern Brief Bezug nimmt: «Als ich für mehrere Tage in einer Badekur weilte, schrieb ich aus Baden an unsern Freund Niccolò einen Brief, von dem ich annehme, du werdest ihn zu lesen bekommen.» Vgl. dazu in unserem Brief am Schluss die entsprechende Bitte an Niccolò.
- <sup>3</sup> Studien: Im lateinischen Original steht *studia humanitatis*, ein von Cicero (in den Gerichtsreden Pro Murena 61 und Pro Archia poeta 3) geprägter Begriff, der die philosophische und rhetorische Bildung des Menschen durch das *Studium menschlicher Zeugnisse*, vor allem in der Literatur der Griechen, meinte. Seit 1369 (Coluccio Salutati) nahmen die italienischen Humanisten den Begriff auf, um damit ihre eigene Rezeption der Antike und ihren Dialog mit den antiken Autoren, kurz: ihr eigenes Bildungsprogramm zu bezeichnen.
- <sup>4</sup> Hieronymus aus Stridon in Dalmatien, der Übersetzer des Alten und Neuen Testaments ins Lateinische (Vulgata) im 4. Jahrhundert.
- <sup>5</sup> Puteoli, heute Pozzuoli im westlichen Teil des Golfs von Neapel, beliebter Ferienort der römischen Aristokratie; mitgemeint sind wohl die zahlreichen anderen Thermalstationen an der Bucht von Puteoli, samt dem in der Kaiserzeit vielbesuchten Baiae.
- <sup>6</sup> Venus, die Göttin des Liebreizes, hatte in Paphos auf Zypern einen ihrer Hauptkultorte; zu ihrem Gefolge gehören der Liebesgott Cupido (Eros), Grazien und Nymphen. Poggios Vorstellung von der Translation der Göttin mag von einem kurzen Gedicht des Horaz (c. 1,30) inspiriert sein.
- <sup>7</sup> Heliogabal (Elagabal), Syrer von Geburt, römischer Kaiser 218–222; seine exzentrische Lebensweise erfuhr durch die Nachwelt eine üppige Ausschmückung. Poggio spielt – schon durch die Wahl des Wortes «Versammlung» (lat. *contio*) – auf folgende Episode an: «Aus dem Zirkus, dem Theater, dem Stadion, von allen Orten und Bädern berief er sämtliche Dirnen in ein Staatsgebäude und hielt mit ihnen eine sozusagen militärische Versammlung (*contio*) ab; er redete sie mit «Waffenbrüder» an und erörterte mit ihnen die verschiedenartigen Stellungen beim Liebesgenuss.» (Historia Augusta, Antoninus Heliogabalus 26,3)
- <sup>8</sup> Poggios Vorstellungen basieren auf der Organisation des römischen Reiches, in der das Gebiet des schweizerischen Mittellandes bis zum Pfynwald zu einer der gallischen Provinzen gehörte.
- <sup>9</sup> Über den grossen Nilkatarakt zirkulierten im Altertum sagenhafte Nachrichten, die u. a. auch Cicero im «Somnium Scipionis» eingefangen hat: «... genau so, wie dort, wo der Nil bei den sogenannten Katarakten sich von den höchsten Bergen hinunterstürzt, das Volk, das jene Gegend bewohnt, wegen der Stärke des

tosenden Lärms den Gehörsinn eingebüsst hat ...» (Cicero, De re publica 6, 19) – Ein Stadion als Längenmass etwa 200 Meter.

<sup>10</sup> Die Distanzangaben, die Poggio in der Routenbeschreibung Konstanz–Baden macht, kann man als Näherungswerte gelten lassen; aus dem Rahmen fällt nur diese letzte: gemeint ist wohl die Mündung der Limmat in die Aare.

<sup>11</sup> Flora, alte römische Gottheit der blühenden Natur; die Spiele des Florafestes (*Ludi Florales*) Ende April waren ein ausgelassenes Volksfest mit Darbietungen, «bei denen neben allerhand andern Lustbarkeiten besonders Mimen aufgeführt wurden und die Tänzerinnen auf Verlangen des Publikums sich entblößen mussten». (Wissowa, Georg: Religion und Kultus der Römer, 2. Aufl. München 1912, 197.)

<sup>12</sup> Poggio bezeichnet das, was in der Übersetzung mit Galerie wiedergegeben wird, mit dem lateinischen Begriff *deambulatorium*. Dieses Wort, in der antiken Literatur ein einziges Mal in einem späten Zeugnis belegt, hat sich erst im mittelalterlichen Latein entfaltet, vor allem in zwei Bedeutungsfeldern: a) der Chorumgang in romanischen Kirchen; b) der Kreuzgang in Klöstern. Von daher kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen von den Zuschauer-Loggien der Baderäume, die Poggio beschreibt.

<sup>13</sup> Im Original *femine maiori parte corporis nude* (Frauen, an einem recht grossen Teil des Körpers nackt); Einflüsse der antiken Literatur über die Germanen sind in Poggios Text da und dort zu beobachten, hier eine Wendung aus dem Germanen-Exkurs von Caesars *De Bello Gallico* (6, 21, 5: *feminae ... magna corporis parte nuda*).

<sup>14</sup> Poggio formuliert drastisch: ... *et virum femine seminude et feminam viro nudo obviam ire* (... dass sowohl ein Mann einer halbnackten Frau als auch eine Frau einem nackten Mann begegnet); die Aussage wird gleich im darauf folgenden Satz, in dem von den Badebekleidungen der beiden Geschlechter die Rede ist, relativiert. Man stelle sich, um der Realität nahe zu kommen, die Gepflogenheiten in einem Hamam vor.

<sup>15</sup> Gleich zu Beginn von Poggios Schilderung des Badelebens der gehobenen Schichten deutet der Ausdruck *de symbolis edunt* (speisen sie auf gemeinsame Kosten) darauf hin, dass er die ganze Situation durch die Brille der altlateinischen Komödie betrachtet. Denn *de*

*symbolis edere* «einen Betrag zusammenlegen, um ein gemeinsames Essen zu veranstalten» nimmt auf Brauchtum im klassischen Athen Bezug und wird lateinisch vor allem von den Komödiendichtern Plautus und Terenz im 2. Jh. v. Chr. gebraucht, die in ihren Stücken jene griechische Welt abbilden. Ebenso lässt sich dort das bei Poggio gleich folgende *symbolam contuli* (ich zahlte meinen Beitrag) leicht belegen. Vgl. auch die Anmerkungen 18, 19, 22, 23.

<sup>16</sup> Poggio spielt mit einer Formulierung aus Ovids Liebeskunst (*Ars amatoria* 1,672); dieser sagt dort über den Versuch einer Annäherung, der – ähnlich wie bei Poggio – kurz vor der Wunscherfüllung abgebrochen wird: *rusticitas, non pudor ille fuit* (das war keine Scham, sondern Tölpelhaftigkeit). Poggio wandelt die ovidische Situation leicht ab, weil bei ihm noch die mangelnde Sprachbeherrschung dazukommt; die Option «Dolmetscher» scheint er im Gegensatz zu seinen Freunden nicht in Betracht gezogen zu haben. Leicht betupft also lehnt er die nachdrücklich ergangene Einladung ab: Aber natürlich nicht aus Scham (*non permotus pudore*) – ohnehin hält man (wie Ovid-Leser wissen) ein solches Verhalten eher für [Zimperlichkeit und] Tölpelhaftigkeit (*qui pro ignavia habetur ac rusticitate*) –, sondern aus Unkenntnis der Sprache (*inscitia sermonis*).

<sup>17</sup> Stumm und sprachlos (*mutus et elinguis*), eine inhaltliche Doppelung, die in der lateinischen Literatur mehrfach begegnet; für die Situation bei Poggio passend Livius 10, 19, 7, wo diese Doppelung als Gegensatz zu *facundus* (redegewandt) gebraucht wird. Die zu Poggios Intention am besten passende Stelle, Tacitus, Dialogus 36,8, mit dem Gegensatz *disertus* (beredt), konnte der Briefschreiber 1416 noch nicht kennen; erst viele Jahre später bekam er (unterstützt u. a. von Niccoli) die einzige Handschrift, die die kleinen Schriften des Tacitus überliefert, in die Hand.

<sup>18</sup> Poggio braucht hier das Gerundium von zwei auffallenden Verben: *sorbillare* (Verkleinerung zu *sorbere* schlürfen) und *pytissare* (eigentlich: in kleinen Schlucken Wein kosten und mit spitzer Lippe wieder ausspucken). Beide dürfte er aus Terenz kennen, bei dem sie je ein Mal belegt sind; Terenz, Adelphen 591, hat zudem einen mit Poggio vergleichbaren Kontext: «... und ich werde an der Schöpfkelle nippen



(*cyathos sorbillans*) und so den Tag ganz gemächlich in die Länge ziehen (*producam diem*).»

<sup>19</sup> Die Schilderung des Badbesuchs der beiden Freunde Poggios ist von einer zu allen Zeiten viel bewunderten Szenenfolge im *Eunuchus* des Terenz inspiriert. – Poggios zitartartige Anspielung bezieht sich auf den Höhepunkt dieser Szenenfolge, den Erlebnisbericht eines jungen Mannes, der sich im Eunuchenkostüm ins Haus seiner Geliebten hat einschmuggeln lassen: «... während der Vorbereitungen [für ein Bad!] sitzt das Mädchen in der Kammer, schaut ab und zu hinauf zu einem Bild, das dort gemalt war. Da war gemalt, wie Jupiter, so heisst es, einst Danaë den goldenen Regen in den Schoss geschickt hat. Auch ich begann das zu betrachten, und weil der Gott schon damals ein ganz ähnlich Spiel wie ich getrieben, hatte ich ganz wahnsinnig Freude dran, dass der Gott in einen Menschen sich verwandelt und heimlich übers Dach in fremde Häuser sich eingeschlichen hatte, durch die Regenrinne, um eine Frau zu hintergehen. Doch was für ein Gott! Der des Himmels höchste Sphären jäh mit Donnerklang erfüllt! Und ich, ein kleiner Mensch, sollte das nicht tun? Genau das habe ich getan, und mit Genuss!» (Terenz, *Eunuchus* 583–591) – Auch alles bei Poggio unmittelbar Vorangehende nimmt auf jene Szenenfolge des Terenz Bezug: Wenn es heisst, die Freunde «waren mit ihnen zusammen, berührten sie, tranken und assen gemeinsam mit ihnen, machten Konversation», nimmt das die Verse 367 f. und 373 des Terenz auf, wo der junge Mann beim Schmieden seines Plans prospektiv von diesen Dingen spricht; vom kühlenden Windchen mit dem Fächer ist – nun wiederum im Bericht des jungen Mannes – in Vers 595 die Rede.

<sup>20</sup> Angespielt ist insbesondere auf den gemeinsamen Besitz von Frauen und Kindern, was Platon, der griechische Philosoph aus dem 4. Jh. v. Chr., im 5. Buch der *Politeia* (Der Staat) 457c–471c diskutiert.

<sup>21</sup> Dem neuen Zusammenhang angepasst in Fall und Zahl, im Übrigen genau nach Vergils Vers (Aeneis 7, 53: *iam matura viro, iam plenis nubilis annis* «schon reif für einen Ehemann, schon voll im heiratsfähigen Alter») über Lavinia, die Tochter des zur Zeit von Aeneas' Ankunft in Latium herrschenden Königs Latinus, eines Nachkommen des Saturnus, wie ausdrücklich

vermerkt wird. Von daher liegt auch über Poggios Zitat ein Schimmer von goldener Zeit, hatte doch in Vergils Version Saturnus, der Gott des goldenen Zeitalters, in Latium Zuflucht gefunden. Zur Thematik vgl. auch Anm. 28.

<sup>22</sup> Zitartartige Anspielung auf eine bekannte Stelle in der Exposition der Komödie *Heautontimoroumenos* («Einer, der sich selbst kasteit, quält») des Terenz. Zwei völlig gegensätzliche Charaktere stehen sich dort gegenüber: einerseits Menedemus (der Selbstquäler) immer ernst, abgehärmt, von strengen moralischen Auffassungen, auf der andern Seite Chremes ohne Schwere, dem Leben zugewandt und überlegen-teilnahmsvoll; er ist der Sprecher des seit Cicero häufig zitierten Verses 77: *homo sum: humani nil a me alienum puto* (Ein Mensch bin ich: nichts dünkt mich fremd, was menschlich ist).

<sup>23</sup> Ein wörtliches Zitat aus der Komödie *Phormio* des Terenz (Vers 85 f.): Es geht um einen jungen Mann, der sich in eine Musikantin – eine junge Frau in der Gewalt eines Kupplers – unsterblich verliebt hat, doch er kommt nicht an sie heran; um noch mehr Profit aus ihr herauszuschlagen, lässt der Kuppler die Musikantin weiter ausbilden. Und so heisst es vom jungen Mann: «Es blieb ihm nichts anderes, als seine Augen an ihr zu weiden, ihr nachzugehen, sie in die Musikstunde (*ludus* hier eine *Schule* für Zitherspiel mit Gesang und Tanz, bei Poggio wohl eher *Spiel*) zu geleiten und wieder heimzugeleiten.» – Die Übersetzung weicht von der lateinischen Poggio-Edition insofern ab, als die Interpunktion in Zeile 135 von der Herausgeberin nicht glücklich gewählt ist; es ist stimmiger, sich an die Terenz-Ausgaben zu halten und in *ludum* auf *ducere ac reducere* zu beziehen.

<sup>24</sup> *ambire, ambitus* (umwerben, Umwerbung) bedeuten im antiken Rom ursprünglich das Umherziehen von Kandidaten zum Zweck der Wahlbewerbung, später, infolge von Missbrauch, auch unerlaubter Stimmenfang als Delikt; *leges de ambitu* (Gesetze über [unrechtmässige, missbräuchliche] Bewerbung) suchten die Auswüchse zu bekämpfen. Seltener lässt sich für *ambire* auch der Gebrauch im Sinn von «werben um eine Frau» belegen. Die Übersetzung bleibt Poggios Wort- und Gedankenspiel einiges schuldig.

<sup>25</sup> Die von Epikur kurz vor 300 v. Chr. in Athen begründete philosophische Schule. In der po-

pulären Wahrnehmung stand vor allem ihre Ethik im Vordergrund, in der sie eine hedonistische Position vertrat: Das höchste Gut sah sie in der Lust, das grösste Übel im Schmerz; an der Lust mussten sich alle Handlungen messen lassen.

<sup>26</sup> Es geht um den «Garten Eden» in Genesis 2, 8; dort heisst es in der Übersetzung der Zürcher Bibel: «Dann pflanzte der HERR, Gott, einen Garten in Eden im Osten, und dort hinein setzte er den Menschen, den er gebildet hatte.» Zu *Eden* ebenda die Erläuterung: «... eine Gegend, die mit ihrem Namen Vergnügen und Lust evoziert und die wahrscheinlich im Zweistromland oder noch weiter im Osten gesucht werden muss.» (Bereits die Septuaginta bietet für *Garten* das iranisch-griechische Wort *paradeisos*.) Poggio stützt sich auf die verkürzende und zugleich ausdeutende Fassung der Vulgata: *Plantaverat autem Dominus Deus paradisum voluptatis* ... (Gott der Herr aber hatte einen Garten der Lust gepflanzt ...); von da her formuliert er: *Gan Eden ... hoc est hortus voluptatis* (*Gan Eden* ... das heisst Garten der Lust). Der Grund für den Ersatz von *paradisus* (Vulgata) durch *hortus* mag darin liegen, dass seit dem Mittelalter *paradisus* in erster Linie «Paradies», nicht mehr «Garten, Park» bedeutet und Poggio (dank seinen Hebräischkenntnissen) darauf aus ist, kein Missverständnis aufkommen zu lassen.

<sup>27</sup> Vestalische Jungfrauen (*virgines vestales*), Priesterrinnen der Herdgöttin Vesta im antiken Rom, zu Keuschheit und Ehelosigkeit verpflichtet: also Ordensfrauen in Poggios Wahrnehmung. Zu den gleich folgenden «Florapriesterinnen» vgl. Anm. 11.

<sup>28</sup> In diesem Satz deutet Poggio verschlüsselt und doch unmissverständlich an, unter welchem Gesichtspunkt die ganze Schlusspartie des Briefes zu lesen ist. Formal und gedanklich nimmt der Satz seinen Ausgangspunkt bei einem Begriffspaar des Römischen Rechts, was sich schon an der altertümlichen Gerundivform *dividendo* ablesen lässt. Die *actio communi dividundo* (Verfahren wegen der Teilung eines Gemeinguts, vgl. z. B. Digesten 10, 3, 1; Codex Iustinianus 3, 37, 5) spielt in späterer Zeit vor allem bei der Auflösung einer Erbengemeinschaft eine Rolle, hatte aber im frühen Recht eine umfassendere Bedeutung. In einem Digesten-Eintrag unter der Rubrik *De divisione*

*rerum et qualitate* heisst es: «Gewisse Dinge gehören aufgrund des natürlichen Rechts allen gemeinsam, gewisse einer Personengesamtheit [z. B. einer Körperschaft], gewisse niemandem, die meisten Einzelpersonen, nämlich diejenigen, die aus verschiedenen Gründen von einem jeden erworben werden. Und zwar gehören folgende Dinge nach natürlichem Recht allen gemeinsam: Luft, strömendes Wasser, auch das Meer und infolge dessen die Gestade des Meeres.» (Digesten 1, 8, 2) Von da aus öffnet sich der Blick auf einen Urzustand, in dem auch der Boden allen gemeinsam gehörte – wie im Goldenen Zeitalter. In der Zeitalter-Erzählung Ovids ist der Beginn des eisernen Zeitalters durch das Auftauchen des Landvermessers gekennzeichnet, der den Boden mit Grenzlinien aufteilt, den Boden, «der zuvor – wie Licht und Luft – allen gemeinsam (*communem*) gehört hatte». (Ovid, *Metamorphosen* 1, 135) Überhaupt ist die Abwesenheit jeglicher Rechtstätigkeit die auffälligste Eigenheit in Ovids Darstellung der goldenen Zeit und die Verrechtlichung aller Lebensbereiche führt die Gesellschaft Schritt für Schritt weg vom Goldenen Zeitalter. Dieser Prozess, stellt Poggio fest, ist hier in den Bädern rückgängig gemacht. Poggio verfährt in der Fortsetzung nach dem bekannten Kontrastverfahren der Zeitalter-Darstellungen, nur geht es nicht um eine Chronologie, sondern um die intakte «goldene Welt» der Badegesellschaft auf der einen und die heruntergekommene «eiserne Welt», aus der er selbst stammt, auf der andern Seite. In der Schilderung dieser seiner Welt legt er besonders viel Gewicht auf Unersättlichkeit und Habsucht der Menschen, ohne dass der Ausdruck *avaritia* fällt; dieser findet sich hingegen prominent in einer Passage Senecas zu demselben Thema (*Ad Lucilium*, Brief 90, 36 ff.), die Poggio auch angeregt haben mag. Um auf den Anfang dieser langen Anmerkung zurückzukommen, auch bei Seneca heisst es: *in commune rerum natura fruebantur* «gemeinsam genoss man die Natur (bis die Habsucht sich breit machte).»

<sup>29</sup> In der «goldenen» Bäder-Welt kennt man die Eifersucht nicht – nicht einmal ein Wort dafür ist vorhanden! Und so benützt in dieser Passage Poggio zwei Mal das griechische «Fremdwort» *zelotypia/zelotypus*; sobald er aber zur vererbten Lebensart der eigenen Welt wechselt,



sagt er *obtrectatio*, ursprünglich «missgünstige Anfeindung». Der Ausdruck für Eifersucht ist äusserst differenziert im Lateinischen und Poggio kennt wohl die Definition Ciceros in den *Tusculanae disputationes* (4, 17): *otrectatio* (Missgunst, Eifersucht) ist das, worunter ich *zelotypia* verstehen will. – Da ich im Deutschen kein gängiges Fremdwort für «Eifersucht» kenne, lege ich dem Italiener Poggio «gelosia» in den Mund, ein Wort, das immerhin etymologisch zu griech./lat. *zelo-* gehört.

<sup>30</sup> Terenz, Hecyra 461: «*vixit, dum vixit, bene*», dort ein witziger «Grabspruch» für einen, der sein Leben der *voluptas*, der Lust und dem Vergnügen, weihte und kein grosses Erbe hinterliess.

<sup>31</sup> Im Original *volo epistolam totam iocunditatis esse plenam*: Mit dieser abschliessenden Bemerkung reiht sich Poggio in die Tradition Ciceros als Briefautor ein. Abgesehen davon, dass *iucunditas* ohnehin ein Lieblingswort Ciceros ist, nimmt Poggio auch eine Briefstelle Ciceros fast wörtlich auf: *iucunditatis plena epistula* (ein

Brief voll charmanter Anmut) formuliert dieser in einem Brief an seinen Bruder Quintus (*Ad Quintum fratrem* 2, 9, 2).

<sup>32</sup> Vgl. Anm. 2.

<sup>33</sup> «Unter Freunden ist alles gemeinsam», als griechisches Sprichwort bei lateinischen Autoren mehrfach bezeugt, zuerst bei Terenz (*Adelphen* 803 f.), verschiedentlich bei Cicero (u. a. *De officiis* 1,51). Ausdruck für die freundschaftliche Verbundenheit Poggios mit Leonardo und Niccolò und zugleich abschliessend eine Erinnerung an ein zentrales Thema im Brief (vgl. die Anm. 20 und 28).

<sup>34</sup> Mitglieder der weit verzweigten Familie Medici in Florenz: Nicola de Medici (1384–1455), mit dem Poggio als ungefährer Altersgenosse lebenslang in Kontakt stand; die Brüder Lorenzo de Medici (1394–1440), auf den Poggio die Leichenrede hielt, und Cosimo de Medici (1389–1464), die Begründer der von 1434 an regierenden Dynastie.